Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 78 (1984)
Heft: 1

Artikel: Beten verändert uns
Autor: La Roche, Käthi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143091

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Käthi LaRoche

Beten verändert uns

Und es begab sich, dass er an einem Ort betete; und als er aufgehört hatte, sagte einer seiner Jünger zu ihm: «Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger gelehrt hat!»... Und er sprach zu ihnen: «Wer unter euch hätte einen Freund und ginge zu ihm um Mitternacht und sagte zu ihm: 'Freund, leihe mir drei Brote, denn ein Freund von mir ist auf der Reise zu mir gekommen, und ich habe ihm nichts vorzusetzen'; und jener würde von innen antworten und sagen: 'Mach mir keine Mühe! Die Tür ist schon verschlossen, und meine Kinder sind mit mir im Bett; ich kann nicht aufstehen und dir geben.' Ich sage euch: Wenn er auch nicht deswegen aufstehen und ihm geben wird, weil er sein Freund ist, so wird er doch um seiner Unverschämtheit willen aufstehen und ihm geben, so viel er bedarf.» Lk. 11,1-8

Wir wollen heute *die Frage* der Jünger Jesu *nach dem Beten* zu unserer eigenen machen und miteinander die Antwort Jesu zu verstehen versuchen.

Diese Antwort ist nicht die Antwort der Theologen, die gescheite Abhandlungen schreiben *über* das Gebet. Es ist keine Antwort aus der Distanz des Betrachters. Es ist die Antwort eines, der die Anfragenden teilhaben lässt an seiner Art des Betens (unmittelbar vor dem Gleichnis vom bittenden Freund steht nämlich das Unser-Vater, wo Jesus sagt: S o bete ich — betet so mit mir!). Anschliessend zeigt er dann gleichnishaft, was er tut..., nicht indem er seine Praxis begründet, sondern indem er seine Praxis *beschreibt.* Darum erzählt er eine Geschichte. Die Geschichte von einem, der bittet und auch bekommt, worum er bittet.

Geschichten erzählen ist eine besondere Form des Nachdenkens. Vielleicht die dem, worum es im Glauben geht, adäquateste. Sie will nichts erklären. Sie will nichts beweisen. Sie will hineinnehmen in eine Praxis.

Noch einmal: Die Geschichte, die Jesus erzählt, ist einfach. Es bittet einer um etwas, was ihm fehlt, und er bekommt es. Ist es mit dem Beten tatsächlich so einfach?

Ich will Ihnen eine andere Geschichte erzählen, auch eine sehr einfache. Es fehlt einem etwas, aber er bekommt es nicht. Weil er nicht bittet. Die Geschichte stammt von Paul Watzlawick und heisst

«Die Geschichte mit dem Hammer»:

Ein Mann will ein Bild aufhängen. Den Nagel hat er, nicht aber den Hammer. Der Nachbar hat einen. Also beschliesst unser Mann, hinüberzugehen und ihn auszuborgen. Doch da kommt ihm ein Zweifel: «Was, wenn der Nachbar mir den Hammer nicht leihen will? Gestern schon grüsste er mich nur so flüchtig. Vielleicht war er in Eile. Aber vielleicht war die Eile nur vorgeschützt, und er hat etwas gegen mich. Und was? Ich habe ihm nichts angetan; der bildet sich da etwas ein. Wenn jemand von mir ein Werkzeug borgen wollte, ich gäbe es ihm sofort. Und warum er nicht? Wie kann man einem Mitmenschen einen so einfachen Gefallen abschlagen? Leute wie dieser Kerl vergiften einem das Leben. Und dann bildet er sich noch ein,

ich sei auf ihn angewiesen. Bloss weil er einen Hammer hat. Jetzt reicht's mir wirklich.» — Und so stürmt er hinüber, läutet, der Nachbar öffnet, doch bevor er «Guten Tag» sagen kann, schreit ihn unser Mann an: «Behalten Sie sich Ihren Hammer, Sie Rüpel!»

Diese Geschichte beschreibt auch eine Praxis, aber eine andere als die des Betens. Eben die des «Nicht-Betens», des «Um-nichts-Bittens». In beiden Geschichten gibt es ähnliche Voraussetzungen: Dem einen fehlt etwas, der andere hat es. Doch in der Geschichte Jesu geht der, dem etwas fehlt hin, und bittet den anderen: «Hilf mir!»

Und in der Geschichte von Watzlawick geht der, dem etwas fehlt, hin und sagt zum andern: «Auf dich bin ich grad auch nicht angewiesen!» Er versteckt seinen Mangel. Er versteckt damit seine Bedürftigkeit. Er will sich nicht verletzbar zeigen — mehr noch: Er geht gleich schon selber zum Angriff über, kränkt den anderen und kompensiert damit, was er nicht ertragen kann: angewiesen und damit in Dankesschuld zu sein.

Die Geschichte vom bittenden Freund ist Jesu Antwort auf die Frage der Jünger nach dem Beten. Demnach heisst beten: dem, was einem fehlt, was man sich wünscht, was einen in eine Notlage bringt, Sprache und Ausdruck verleihen. Es konkret beim Namen nennen. Und: sich darum bemühen.

Natürlich ist der Gott, zu dem man betet, nicht einfach vergleichbar einem gutmütigen Nachbarn oder einem Allzweck-Krämer, bei dem man Bestellungen aufgeben kann und dann bekommt, was man verlangt. Trotzdem sagt die Geschichte: Man soll bitten. Weiter unten drückt es Jesus sogar noch deutlicher aus:

«Und ich sage auch: Bittet, so wird euch gegeben werden; suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan werden! Denn jeder, der bittet, empfängt; und wer sucht, der findet; und wer anklopft, dem wird aufgetan werden» (Lk. 11, 9-10).

Das Gleichnis ist ja auch nicht ein Gleichnis über Gott, es ist ein Gleichnis vom Beten und von demjenigen, der betet. Schauen wir ihn noch ein wenig genauer an. Es wäre ja vorstellbar, dass er in seiner Situation zu den unerwartet ankommenden Gästen gesagt hätte: «Ach, liebe Freunde, hättet ihr euch doch angemeldet, dann hätten wir ein Festessen zubereitet. Jetzt ist halt nichts da. Kommt ein andermal, ich kann euch nicht bewirten.» Oder, dass er zu seiner Frau gesagt hätte: «Da hast du es. Nie keine Vorräte im Haus. Würdest du ein bisschen weitsichtiger haushalten, dann stünden wir jetzt auch nicht so blamiert da, wenn Gäste kommen. Jetzt sieh zu, wie wir das Gesicht wahren!» Oder, dass er zu sich selber gesagt hätte: «Unsereiner ist eh nur ein armer Schlucker. Die glauben wohl, sie könnten auf lateinische Zehrung gehn und sich bei mir schadlos halten. So was müssen sie schon bei feineren Leuten probieren. Ich bin nicht in der Lage, Feste zu feiern. Habe kaum für die eigene Familie genug und kann das ja schliesslich auch nicht ändern.» Aber all das tut unser Mann nicht. Er entschuldigt sich nicht, beschuldigt niemand andern, beklagt nicht seine eigene Situation... oder was immer man sich noch einfallen lassen könnte, um sich resigniert zurückzulehnen und sagen zu können: «So ist es eben, Amen.»

Resignieren tut man immer dann, wenn man sich selber ohnmächtig fühlt und glaubt, dass es in der Macht anderer stünde oder gestanden haben könnte, einen nicht in diese Lage zu bringen, in der man ist... dass andere aus irgendwelchen Trägheits-, Dummheits-, Bosheitsgründen oder Eigeninteressen nicht gewillt sind, an dieser Lage etwas zu ändern, wo man selber nichts ändern zu können meint — oder nichts ändern will.

Es gibt Situationen, angesichts derer man ohnmächtig ist und sagen muss:

«So ist es halt.» Aber diese sind selten, vermutlich viel seltener als die jeweiligen Anlässe, zu denen wir sagen: «Jetzt ist es halt so.»

Wenn man zu schnell und zu oft sagt: «So ist es eben», dann verlernt man mit der Zeit, dass es auch anders sein könnte. Und schlimmer noch: Man verlernt zu *wünschen,* dass es anders sein könnte.

Unser Mann im Gleichnis bittet noch um das, was ihm fehlt. Er betet noch, könnten wir sagen. Der Schluss liegt nahe: Weil er noch nicht resigniert hat, weder an seiner eigenen Armut noch an der Hartherzigkeit seiner Nachbarn, darum kann er das noch. «Hätte er schon so viele schlechte Erfahrungen gemacht, wie ich, so viele Enttäuschungen und abgeschlagene Wünsche verwinden müssen, wie ich... er hätte es auch längst aufgegeben.» So argumentieren wir ja meistens. Beten ist eine Sache des Vertrauens. Wenn einer dieses Vertrauen nicht hat, dann kann er eben nicht beten. Wenn einem nicht von klein auf ein tiefes Grundvertrauen in die Welt und in die Menschen eingepflanzt wurde von «optimalen Eltern», dann ist man eben nie in der Lage, selber Vertrauen zu entwickeln und zu glauben... und zu beten.

Das Gleichnis argumentiert aber nicht so. Es argumentiert genau genommen überhaupt nicht. Es sagt keineswegs: «Du hast doch allen Grund anzunehmen, dass dein Nachbar dir entgegenkommt — er ist ja ein so liebenswürdiger Mensch und wird dir doch eine Bitte nicht abschlagen können. Sei doch nicht so misstrauisch.» Das Gleichnis ist nicht persuasiv. Es weiss: Der Nachbar wird sich ziemlich sicher gestört fühlen, vielleicht sogar ungehalten reagieren. Es geht also von ziemlich ähnlichen Voraussetzungen aus wie die Geschichte von Watzlawick. Und es behauptet vielleicht letztlich auch gar nicht so viel anderes als die Geschichte mit dem Hammer. Es gehen nämlich beide Geschichten davon aus, dass es nicht festgegebene Situationen sind, die eben dieses oder jenes Handeln möglich und sinnvoll machen, sondern dass ein bestimmtes Handeln die gegebene Situation und die daran Beteiligten durchaus zu verändern vermag.

Wer bittet, sagt nicht: «So ist es eben.» Er sagt: «So ist es, aber so soll es nicht sein. Das und das muss anders werden.» Wer bittet, lernt das Wünschen wieder. Und wer die kleinen Wünsche wieder lernt, der lernt auch die grossen Wünsche wieder, die allen gemeinsamen.

Ich will Ihnen an dieser Stelle noch eine Geschichte erzählen, in der es ums Bitten und ums Wünschen geht. Und die zeigt, dass das Bitten eben das Wünschen ermöglicht und nicht — nur — umgekehrt. Es ist eine kleine Geschichte aus jüdischem Milieu, die Sigmund Freud in seinem Buch über den Witz anführt:

«Ein Verarmter hat sich von einem wohlhabenden Bekannten unter vielen Beteuerungen seiner Notlage 25 Franken geborgt. Am selben Tag noch trifft ihn der Gönner im Restaurant vor einer Schüssel Lachs mit Mayonnaise. Er macht ihm Vorwürfe: 'Wie, Sie borgen sich Geld von mir aus, und dann bestellen Sie sich Lachs mit Mayonnaise. Dazu haben Sie mein Geld gebraucht?' 'Ich verstehe Sie nicht', antwortet der Beschuldigte, 'wenn ich kein Geld habe, k a n n ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise, wenn ich Geld habe, d a r f ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise. Also wann soll ich eigentlich essen Lachs mit Mayonnaise?'»

Wenn einer immer fragt: «Was kann ich mir unter den gegebenen Bedingungen denn überhaupt leisten?» wird er eben nie mehr Lachs mit Mayonnaise essen und sein Wunsch, es wieder einmal tun zu können, wird sich mit der Zeit höchstens noch Ausdruck verschaffen in der Bitterkeit und Ablehnung derer, die die Kosten nicht zu scheuen brauchen und durchaus hie und da Lachs mit Mayonnaise essen. Diese Bitterkeit ändert aber die gegebene Situation keines-

wegs. Im Gegenteil, sie stabilisiert sie geradezu, sie zementiert die äusseren Verhältnisse, in denen die einen reich und die andern arm sind, die einen mächtig und die andern ohnmächtig, Opfer, die sich nicht wehren können.

Da bittet einer den andern um Geld — trägt seine Bedürftigkeit an ihn heran. Er kann nicht auf die Grossherzigkeit seiner Verwandten rechnen — heruntergekommene Angehörige müssen ja in Kauf nehmen, dass ihre Notlage in der Familie Ärger hervorruft. Er kann eigentlich auch nicht auf sein Recht pochen... weitere Verwandte und, wie in unserer Geschichte gar, blosse Bekannte sind keineswegs unterstützungspflichtig. Er kann sich eigentlich bloss vor den andern hinstellen als reine Zumutung. Aber Zumutungen lösen meistens etwas aus... auch in unserer Geschichte: Er bekommt, worum er sich bemüht hat. Er hat den anderen in Bewegung gebracht. Mehr noch: Er hat auch bei sich etwas in Bewegung gebracht. Auf einmal sind wieder Wünsche da. Wünsche, die über das hinausgehen, was man unbedingt braucht zum Überleben (denn das sind ja im Grunde auch nicht Wünsche, sondern einfach elementare Grundbedürfnisse!). Wünsche, die etwas mit Lust am Dasein zu tun haben.

Warum geht er nicht zu seinem Bekannten und sagt: «Hör mal, ich hätte unheimlich Lust, mir mal wieder was Gutes zu tun!» Nun, er müsste damit rechnen, dass der andere sagt: «Mir wird auch nichts geschenkt. Ich geb' Dir doch nicht Geld, damit Du umsonst kriegst, wofür ich mich mein Leben lang abrackere.» Und vielleicht ist ja auch in ihm selber eine Stimme, die sagt: «Das geht doch nicht!» Aber kaum hat er, was er dringend braucht, da spürt er schon wieder: «Leben ist mehr als nur Über-leben. Meine Wünsche gehen nach mehr!»

Beten heisst bitten. Das, was einem fehlt, durchaus nach aussen tragen, als Zumutung in den Raum stellen, vor andere, vor Gott. Nicht weil es selbstverständlich ist, dass eine gewisse menschliche oder göttliche Gutherzigkeit da ist, auf die ich zählen kann. Auch nicht, weil ich ein Recht einfordern kann, dass meinen Ansprüchen Gehör geschenkt werden müsste. Aber weil damit die gegebenen Situationen plötzlich wieder als veränderbare erscheinen und weil bei mir selber dabei wieder eine Ahnung wach wird, was das Leben lebenswert macht: dass ich nämlich nicht immer fragen muss, was kann ich mir leisten, was liegt noch drin, was steht mir noch zu, was wird mich das kosten — sondern weiss, dass das Beste mir nur geschenkt werden kann. Ich darf bloss nicht vergessen, es mir auch zu wünschen.

Mit den Wünschen geht man über das Rechnen hinaus. Über das hinaus, was die gegebene Situation erlaubt und die eigenen Möglichkeiten zulassen. Oder anders gesagt: Beim Beten transzendiert man sich selber. Und das ermöglicht Leben. Eben jenes Leben, das man nur geschenkt bekommen kann.

Beten verändert uns. Wir lernen die Welt als eine veränderbare sehen. Veränderbar durch uns, die Betenden. Und wir lernen das Leben als ein Geschenk zu sehen. Ein Geschenk von Gott. Nicht ein Recht, das nur einigen zukommt, nicht ein Besitz, den man mit allen Mitteln verteidigen muss, nicht ein Gut, das man sichern kann auf immer fragwürdigere Weise..., sondern ein Geschenk.

Jesus will uns mit seiner Geschichte hineinnehmen in die Praxis des Betens — als einer Form der Partizipation an einem Leben, das uns transzendiert.

(Predigt vom 26. Juni 1983
in der Evangelischen
Hochschulgemeinde Zürich)